



## Christentum in China – durch drei Fenster gesehen

DIETRICH RITSCHL <sup>1</sup>

Kirche, Frömmigkeit, Christliches Gedankengut in der Volksrepublik – es gibt seit einigen Jahren viele zuverlässige Berichte, Bücher und Dokumentationen, vor allem gibt es viele westliche Besucher, die mehr gesehen haben und mehr wissen als ich. Trotzdem will ich drei Fenster benennen, durch die ich auf Kirche, Frömmigkeit und christliches Gedankengut in China blicken konnte. Ich war wohlvorbereitet durch über Jahre währende Gespräche in Hongkong und „nachbereitet“ durch eine gewisse Verliebtheit in die zahlenmäßig kleine presbyterianische Kirche in Taiwan mit ihren drei Fakultäten, ihrer Leitung großer öffentlicher Universitäten und Spitäler, ihren lebendigen Gemeinden und – wie soll man das nennen? – ihrer Gott-bezogenen Rückerinnerung an ihren Exodus aus Südchina vor zwei oder drei Jahrhunderten. Hier wird sichtbar, welcher Ausstrahlung chinesische Christen – im Zusammenspiel mit den zumeist christlichen „Aborigines“, der Urbevölkerung im Osten und Süden der Insel – in einem Land mit wirklicher Religionsfreiheit fähig sind.

Ich schließe mich hier an Peter Neuners vorstehenden Bericht an, der die komplizierte Situation der „patriotischen“ katholischen Kirche in Spannung mit dem Vatikan sowie der verbliebenen, nicht registrierten römisch-katholischen Kirchgemeinden behutsam beschreibt.

<sup>1</sup> Prof. Dr. phil. Dietrich Ritschl, Ph.D., DD., Dr. h. c., em. Ordinarius für Systematische Theologie und Ökumenische Theologie der Universität Heidelberg.

## *1. Blick durch das Fenster des Theologischen Seminars in Canton*

Wir saßen im Souterrain eines großzügigen Gebäudes im ehemaligen britischen Viertel Cantons (Guangzhou) auf schabigen Sesseln und tranken lauwarmes Wasser. Zu knabbern gab es nichts. Die Türen standen offen. Es war warm. Im Hinterhof sah man auf Tonnen und allerhand abgestelltes Zeug. Die Sperrholztischchen, vom Regen oder übergelaufenem Tee gewellt, die Schränke und Regale waren seit den Zeiten vor Maos Revolution sicher nie mehr gestrichen oder repariert, aber gewiss wurde mehrmals am Tag Staub gewischt, alles war sauber. Es war eine kleine Fakultätsversammlung, etwa 8 oder 10, die beiden ständig hinein- und herauslaufenden jüngeren Kollegen eingerechnet. Die Atmosphäre war überaus warmherzig, offen, humorvoll. Der Älteste, ein Methodistenpfarrer, hoch in den Achtzigern und wohl lange der Seminary-President, erzählte wie er Kollegen und Studierende in den Schreckensjahren der Kulturrevolution zu schützen versuchte, wie die Hausgemeinden weiterarbeiteten, wie versucht wurde, Ermutigung und theologische Minimalinformation in sie einzuschleusen. Aber es blieb nicht beim Erzählen. Wir sprachen auch über zentral theologische Fragen, keineswegs nur, weil ich darauf drängte. Befriedigend war – im Unterschied zu so machen Gesprächen bei uns –, dass wir nicht Namen von Autoren erwähnten oder kritisierten, sondern uns wirklich über Probleme besprachen. Die gängigen Namen waren hier wohl auch kaum bekannt. Etwas geniert sah ich mehrfach auf die Uhr. Warum nur saßen wir hier über zwei Stunden, hatte ich doch vor Wochen schon eine wohlformulierte Einladung zu Vorträgen erhalten, auf die hin ich auch in Bern das Einreisevisum für Vorträge erhalten hatte? Ja, es gäbe sicher die Gelegenheit, einige Grußworte an die Studierenden zu richten, sie wüssten schon von meinem Besuch, ja sicher! Da kam einer der jungen Dozenten hereingestürzt: „Er ist weg, er ist weg, wir können kommen!“ Wer denn? Ein Ideologielehrer aus der Parteizentrale kommt offenbar jede Woche für zwei Stunden ins Seminary (gewiss auch in andere Institutionen, die mit „education“ zu tun haben) und instruiert die Studierenden, die während dieser Lektionen unter dem Tisch Bücher lesen oder ihre Hausaufgaben machen. Er wüsste das, es störe ihn nicht sonderlich. Ihn langweilt seine Lektion wohl auch. Heute hatte er sich massiv verspätet, aber absolvierte noch seine Pflicht.

Zum Hörsaal hinauf ging es über dunkle Flure, breite Treppen aus dunklem Holz, alte britische Pracht, überall die Farbe abgeblättert. Der Saal war übervoll, lustige, gescheite und überaus fröhliche junge Frauen und Män-

ner. Ich schrieb drei Wandtafeln voll, sie unterbrachen mich, ich redete weiter, wir diskutierten. Einige konnten ordentlich Englisch, der Rest wurde geschickt und schnell übersetzt. Wir sprachen über Wesentliches, ich spürte keine fundamentalistische Atmosphäre, wohl aber einen „Vorkriegsbiblizismus“, wenn das Wort einen Sinn macht. Übergänge von Glaubensfragen in ethische oder sozialetische Fragen schienen ihnen fremd, die Welt des Glaubens ist wie ein geschlossenes Ganzes, und sie wollen es besser verstehen. Ob sie alle auf eine Pfarrstelle zusteuerten? Ich denke schon, aber es wird ein hartes Leben geben, denn Pfarrstellen mit einem Gehalt gibt es fast nirgends. Das Geld zum Leben muss während der Woche in einem Beruf verdient werden. Ich habe die schönste Erinnerung an diesen Tag. Sie fotografierten mich, ich sie, sie steckten mir Zettelchen zu mit Grüßen und Bibelversen und es gab einen großen Abschied.

Wir besahen noch die große neugotische Kirche auf dem Nebengrundstück, nüchtern, sauber geputzt, langweilig. Im Geist sah man die ordentlichen englischen und schottischen Mädchen mit Hüten auf dem Kopf und ihren sonntäglich gekleideten Eltern, Diplomaten, Geschäftsleuten, Militärs, wie sie um die vorige Jahrhundertwende dort Gottesdienst feierten. Man erzählte uns auch von den indischen Wachsoldaten, die das große Quartier mit seinen stattlichen Alleestraßen beschützten, einmal auch blutig verteidigten, als Massen von chinesischen Arbeitern mit ihren Forderungen eindringen wollten. Ins Hotel zurückgekehrt sahen wir wieder die vielen Elternpaare aus den USA und Europa, ihre neuen kleinen Mädchen auf den Armen in Erwartung des Abschlusses der Adoptionsverfahren. Im Hotel befindet sich die staatliche Agentur, die mit der bürokratischen Abwicklung betraut ist. Manche hatten schon ein chinesisches Kind bei sich, von früheren Besuchen her. Berge von Spielsachen und neuen teuren Kleidchen ... Aber unsere Kollegen und die Studierenden im Seminary wissen nur theoretisch davon. Die Kirche darf sich in sozialpolitische Fragen wie die der Ein-Kind-Politik nicht einmischen. (Erst vor wenigen Wochen wurde das System in Südchina gelockert.) Nur ein Ethikdozent erklärte lachend, sie hätten Zwillinge daheim, und dagegen könne der Staat nichts machen.

Es soll, verstreut über die Volksrepublik China, an die 20 theologische Seminaries in der Art der Schule in Canton geben. Über ihre Qualität lässt sich nichts Sicheres ausmachen, sie haben wohl eher den Charakter von Bibelschulen, auch nicht darüber, ob alle Pfarrer und Pfarrerinnen der Drei-Selbst-Bewegung mit ihren vielen Millionen Anhängern eine echte Ausbil-

dung in einer solchen Schule erhalten haben. Das Seminary in Canton ist übrigens kurz nach unserem Besuch in einen Neubau gezogen. Es wird von der „Mission 21“ in Basel unterstützt und ist schon darum privilegiert, weil mehrere Dozenten, mit soliden westlichen Doktoraten ausgestattet, von der theologischen Fakultät der Chinese University in Hongkong – meist selber aus Familien, die aus der Volksrepublik geflohen waren – regelmäßig nach Canton zu Gastvorlesungen kommen. Sie erhalten – eine kleine Schikane – nur für soundsoviele Lehreinheiten pro Monat die Erlaubnis, herüberzukommen. Den anderen Seminaries in dem riesigen Land kommt ein solcher Dienst kaum zugute. Ein ernstes Problem in kirchlichen Institutionen in allen Ländern Ostasiens, in denen Englisch in den Schulen nicht automatisch als Fremdsprache gelehrt wird, sind die Bibliotheken. In der Kulturrevolution in China sind die meisten der Bibliotheken solch kleiner Institutionen verwüstet worden. Freilich wären viele der alten ins Chinesische übersetzten Lehrbücher, Kommentare und Textausgaben heute veraltet. Geschenksendungen aus dem Westen, die freilich reichlich eintreffen, ersetzen sie nur teilweise. So wird es auch in Zukunft bei der ungunstigen Doppelheit bleiben, die für viele Länder typisch ist: die Dozenten beziehen ihr Wissen aus Büchern, die den Studierenden nicht zugänglich sind.

Die Drei-Selbst-Bewegung umfasst das ganze Spektrum der aus der Mission hervorgegangenen protestantischen Kirchen und Gruppen von den Anglikanern über die großen reformatorischen Kirchen der Reformation bis über die Methodisten, Baptisten, hin zur Heilsarmee und den Siebenten-Tags-Adventisten. Schon Jahrzehnte zuvor hatte es Kirchenvereinigungen gegeben sowie Kritik an dominierenden Kräften aus dem westlichen Ausland. Auf sie konnte im Rückblick verwiesen werden. Noch heute sind die typischen konfessionellen Merkmale in den Gottesdienstformen erkennbar. „Einheit in Vielfalt“? Die Entstehung der ökumenischen Drei-Selbst-Bewegung lange vor der Kulturrevolution geht auf Druck der Partei zurück und wurde – schon darum – von konservativen Kreisen im Westen beargwöhnt. Heute sind es eher die Intellektuellen unter den für Theologie und Christentum Aufgeschlossenen, die auf diese Bewegung herunterschauen, sofern sie sie überhaupt kennen. Auch westliche theologische Besucher scheinen an der alten Drei-Selbst-Bewegung wenig interessiert, wenn ich mich nicht täusche. Sie soll sich selbst verwalten (mithin nicht von außen lenken lassen), sich selbst propagieren und finanzieren. Die Verteidiger der Drei-Selbst-Bewegung sagen seit langem, dass die protestantischen Christen im Untergrund verschwunden wären, hätte sie nicht

Bischof K. H. Ting (Ding Guangxun, geb. 1915) damals – gewiss auf politischen Druck hin – in diese quasi offizielle Form gepresst. Sie gehört zu den „registrierten Religionen“, von denen P. Neuner in seinem obenstehenden Bericht schreibt. Die Schätzungen ihrer Mitgliederzahl schwanken zwischen 16 und 80 Millionen. Die Unschärfe liegt z.T. darin, dass die sog. Hauskirchen nur teilweise mit der Drei-Selbst-Bewegung Berührung haben, und über diese nicht-registrierten Hauskirchen gibt es erst recht keine Statistiken. Schon P. Neuners Bericht von seinem ersten Besuch in China sprach von einer ansteigenden Zahl von Interessenten und Bekehrten in dieser heterogenen quasi-protestantischen Bewegung. Wie sie und wohin sie sich ohne theologische Weisung, d.h. ohne die Einwirkung studierter Leiter der kleinen Kreise, weiter entwickeln wird, ist äußerst ungewiss. Menschen in Ostasien sind wohl überhaupt mehr „book-minded“ als Mitglieder anderer Kulturen. Sie lesen gewiss nicht nur die Bibel – die ohne hilfreiche Erklärungen bekanntlich kaum verstanden werden kann – aber was lesen sie?

Die imponierende Dynamik intellektueller Kreise im hellen Licht der Universitäten mit ihrem steigenden Interesse für christliche Literatur, Kulturgeschichte, auch für neue westliche Theologie, berührt diese Hauskreise, soviel wir wissen, nicht oder noch nicht.

## *2. Neugierde für Christliches im Hochglanz der Intellektuellen in den Universitäten*

Vielleicht ist „Christliches“ das passende Wort. Ich konnte an der Universität von Südchina schon einiges von dieser Neugierde verspüren. Der Heidelberger Kollege M. Welker berichtet Ähnliches von anderen Universitäten, ebenso westliche Gastprofessoren aus den Gesellschaftswissenschaften, Jurisprudenz und Philosophie. Sicher ist es kein Interesse am herkömmlichen kirchlichen Christentum. Aber es ist Teil der mit großer Verve betriebenen Einarbeitung in westliche, d.h. eben auch christliche Geschichte, Kultur und moderne Denkweisen.

Die University of South China ist sehr imponierend mit ihren neuen, riesigen Gebäuden, den prächtigen Parkanlagen, feinen Restaurants für Dozenten und Gäste und – soweit wir es beurteilen konnten – mit gut ausgebildeten Dozenten und wohlinformierten, hoch motivierten Studierenden. Viele Dozenten und Dozentinnen hatten im Westen studiert oder geforscht. Ich war bei den Philosophen und Politologen zu Gast. Sie waren

über moderne Philosophie gut orientiert. Eine Kollegin hatte über Nixons Chinapolitik in den Archiven in Washington geforscht, trug ein kleines Kreuzchen an der goldenen Halskette. Aber sie gab sich nicht als Christin zu erkennen – vielleicht war es ein Souvenir. Die Hörsäle waren gerammelt voll. Die Übersetzung vom Englischen war nur gelegentlich nötig. Der Dekan war Spezialist für mittelalterliche europäische Geschichte und hat ein Buch darüber geschrieben, kürzlich ein *sabbatical* Semester in Göttingen verbracht. Man sagte, er sei Parteimitglied. Ich sprach über den Gebrauch von Metaphern in religiöser und in christlich-theologischer Sprache. Es gab überhaupt keine intellektuellen Verständigungsschwierigkeiten. Die Studierenden erklärten mir, das Südchinesische sei ungemein reich an Bildern und Metaphern, man hätte seit jeher Schwierigkeiten, in anderen Landesteilen auf Mandarin diese Bildersprache zu übersetzen. Sie nahmen meine biblischen Beispiele von Metaphern mit Interesse und Verständnis auf.

Die neueren Metapherntheorien waren – zumindest den Lehrenden – bekannt. Wir konnten, auch im Kollegenkreis, über alles diskutieren: Sprachphilosophie, neue deutsche und englische Belletristik, Israel/Palästina, den Afghanistankrieg, das Terrorismusproblem. Freilich mieden wir das Thema Tibet. Einige wenige der Dozenten gaben sich als christlich interessiert zu erkennen; dem Christentum gegenüber gäbe es in der akademischen Atmosphäre keine Vorurteile, sagte man uns. Im Gegenteil, es sind Übersetzungen altkirchlicher Texte, auch neuerer Theologie erschienen. Ein gründliches wissenschaftliches Werk zur Missionsgeschichte Chinas war gerade preisgekrönt worden. Die Kollegen in Hongkong hatten schon davon berichtet und es sehr gelobt. Mir kam ein Vergleich in den Sinn: die christlich-theologisch interessierten Intellektuellen sind wie akribische Musikwissenschaftler, die selber kein Instrument spielen und keine Konzerte besuchen. M. Welker hat an einer Universität im Norden des Landes erlebt, dass ihm nahe gelegt wurde, einen Vortrag über Bonhoeffer auf Deutsch zu halten, man könne das durchaus verstehen. Das mögen Ausnahmen sein, aber es ist unverkennbar, dass die gewaltige Arbeitswut der chinesischen Akademiker – wann schlafen sie eigentlich? – es möglich macht, große Materialmengen an geistigem Gut in kurzer Zeit aufnehmen zu können. Gewisse Zweifel und Reserven darf man bei allem Staunen wohl haben. (In Japan gibt es Entsprechendes: Chr. Schwöbel traf dort einen Gelehrten, bei dem 100 Dissertationen gleichzeitig über seriöse Themen aus der westlichen Antike bis hin zur modernen Theologie und Philosophie laufen.)

Es wird sehr interessant werden zu beobachten, wie sich dieser enorm aufgeschlossene Intellektualismus in China in den kommenden Jahrzehnten entwickeln wird und welche Anteile an christlichem Denken sich ansiedeln werden, ob und wie sich diese Elemente entwickeln und verselbständigen. Die westlichen Bücher, die gelesen bzw. übersetzt werden, waren sämtlich im Milieu der christlichen Kultur oder Geschichte geschrieben worden. Jetzt wirken sie in eine Kultur und eine junge Generation hinein, die kaum mehr die Erinnerung an christliche Missionskirchen kennt, geschweige denn deren inhaltliche Ausrichtung. Es kann sein, dass die Werte-Diskussion, wie sie auch bei uns immer wieder aufblüht, eine zentrale Rolle spielen wird. Ein kirchenloses „Christliches“ wird sich entwickeln können, aber auch die Kirchen werden früher oder später mit diesem Denken Bekanntschaft machen. Ich glaube das darum, weil es eine eigenartige Solidarität der Chinesen untereinander gibt. Ein Theologe in Nanjing, gerade aus England vom *graduate study* zurückgekehrt, hatte schon Kontakte mit dem Interesse der Intellektuellen gehabt. Es bestärkte ihn in seiner optimistischen Zukunftsvision für China. Er begrüßte die Entwicklung zur freien Marktwirtschaft und schien dem Parteiapparat keine sehr lange Zukunft mehr zu geben. Aber sein Nationalismus – es ist ein anderer als der bei uns in der Romantik entstandene – war ungebrochen. Als ich ihm von Kirche und Theologie in Korea erzählte, meinte er, das sei ja alles sehr schön und Korea sei letztlich ein Teil des großen China und würde wohl auch einmal dazu gehören. Mit Hongkong sei es schon so weit, und der Anschluss Taiwans sei nur eine Frage der Zeit. Hier sind tief liegende Emotionen beobachtbar, für uns nicht leicht verständlich.

### 3. Kirchliche Theologie in Nanjing

In Nanjing, der alten Kaiserstadt, liegt zwischen heruntergekommenen Gassen ein gepflegter Park mit sorgfältig geschnittenen kleinen Hecken. Darin steht ein ansehnliches College-Gebäude, typisch methodistisch, dachte ich, weil es ebenso irgendwo in den USA oder in England stehen könnte. Dahinter liegt ein Sportplatz und seitlich sieht man hohe Wohngebäude für die Studierenden und ihre Familien, *graduate students* und wohl auch Dozenten. Es ist das Nanjing Theological Seminary. Es riecht nach Putzmitteln, alles ist poliert und ordentlich, ein wenig leer und unpersönlich die Hallen und Treppen. Besonders jammervoll steht es um die Bibliothek, die während der Kulturrevolution völlig vernichtet wurde. Heute ste-

hen in den halbleeren Regalen alte und neue englische Bücher, Geschenke aus dem Westen. Aber die feinsten sind in einer Extrabibliothek für die Dozierenden reserviert. 270 Studierende sind dort, viele davon *graduate students*. Die Dozenten waren fast alle im Westen gewesen, zum Teil dort promoviert. Eine Gastprofessorin aus den USA war für ein Jahr gekommen. Überhaupt waren schon viele ausländische Gäste hier gewesen, viele – wie meine Frau und ich – nur für kurze Zeit. Alle sprachen gut Englisch. Die Studierenden rekrutierten sich nahezu alle aus der Drei-Selbst-Bewegung, so war ich nicht verwundert, als ich in den Diskussionen einmal eher anglikanische, dann wieder baptistische oder methodistische Grundorientierungen herauszuspüren meinte. Wieder beschrieb ich mehrere (unendlich alte) Wandtafeln und versuchte zu erklären, weshalb die Alte Kirche, sowie auch die Reformation Lehren entwickelten und entwickeln mussten. In den Diskussionen ließen die höflichen Professoren den Magister-Studierenden den Vortritt. Das Niveau war wie in einem guten amerikanischen Seminary mittlerer Größe. Auch hier wieder, wie in Canton, schien mir das Interesse ganz auf das Verstehen des Gesamten des christlichen Glaubens gerichtet zu sein, nicht auf seine mögliche Einwirkung auf die Gesellschaft oder gar auf sozialpolitische Fragen. Von Medizinethik hatten sie nur einmal von ferne gehört. Kein Wunder, sie dürfen in der Sozialpolitik nur den staatlichen Weisungen folgen, nicht verantwortlich mitreden. So hat auch diese wichtigste theologische akademische Institution Chinas keinen Kontakt mit der strahlenden Intellektualität der großen Universitäten des Landes.

Die Seele (und ihr Leiter seit 1953) hinter dieser theologischen Schule war der anglikanische Bischof K. H. Ting, die wichtigste Persönlichkeit in der Entstehung der Drei-Selbst-Bewegung. Er ist auch darin ein engagierter Ökumeniker, als er seit 1980 mit dem katholischen Bischofs-Rat in Verbindung steht. Wir suchten ihn zunächst im Krankenhaus, dem er aber gerade entwichen war. Dort wussten alle Schwestern und Ärzte, die uns halfen ihn zu suchen, wer er war. Dann fanden wir ihn in seinem großen Haus, wo er uns stehend empfing und sogleich eine große Diskussion begann. Als er noch Sekretär des christlichen Studentenweltbundes in Genf war, hatte ich ihn 1949 in Bern als Student kennengelernt. Er war sehr wach und präsent, eindrucksvoll und aufmerksam, diplomatisch auch in seinen Äußerungen. Er schenkte mir sein letztes Buch, fast 600 Seiten stark, in gutem Einband und auf schwerem Papier in der Volksrepublik gedruckt (*Love Never Ends*, Nanjing 2000), eine Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen. Es geht ihm

um ein neues „*Social Gospel*“ (dieses hat ja eine lange Geschichte in den chinesischen Kirchen) gerade im Gegenzug zu den koreanischen „Missionaren“, über die er klagte und gegenüber der introspektiven Haltung der Gemeinden der Drei-Selbst-Bewegung. Diese seien eben, meinte er, nachdem man ihnen jahrzehntelang soziale und öffentliche Interessen und Arbeit untersagt hatte, an diesen auch nicht mehr interessiert. Dem gälte es, entgegenzuwirken. Ob er es nur, um mich zu erfreuen sagte, weiß ich nicht, aber er verwies, wie schon vorher in den Diskussionen sein jüngerer Kollege an der Fakultät, auf Albrecht Ritschl, von dem er meinte, er sei doch letztlich der Vater des *Social Gospel*. Ich versuchte, ihm die Illusion dieses direkten Einflusses zu nehmen, aber es beeindruckte ihn nicht sehr. Ich weiß aber, was er meinte: es geht letztlich um die Einschätzung des Pietismus und seiner Frömmigkeit gegenüber einer Reich-Gottes-Theologie. Das Gespräch hat mich recht nachdenklich gemacht – alles im Stehen übrigens.

Bischof Ting ist der Gründer oder Mitgründer einer Hilfsorganisation, die sich u.a. der Organisation der Adoption von kleinen Mädchen durch Eltern aus dem Westen annehmen wollte; aber die offiziellen Stellen wollen diese Aufgabe nicht an Christen oder kirchliche Persönlichkeiten abgeben. Immerhin ist sein Einfluss ungemein groß gewesen, und ich meine, wir sollten uns nicht leichtfertig der Kritik an Ting aus dem Westen anschließen. Als ich später die Kollegen fragte, ob ich ihnen gewisse Bücher senden könnte, meinten sie, es sei sicherer, sie direkt an Bischof Ting zu senden als an das Theologische Seminary. So prekär ist die Situation also doch noch. Und so schützend ist die große Vaterfigur.

Es bleibt mir am Ende dieses Berichts nur noch zu sagen, wie sehr uns alles beeindruckt hat und wie stark unsere Gefühle der Solidarität mit den dortigen Christen waren, wenn sie auch in fast allen Belangen anders denken als wir. Auch dem Mitgefühl mit dem leidenden Volk in seiner Geschichte kann man sich unmöglich entziehen. Wir haben die 1985 errichtete Gedenkstätte für die 300 000 von den Japanern im Winter 1937/38 ermordeten Menschen in Nanjing besucht. Wir haben auch die Gedenksteine gesehen, die Japaner dort errichten ließen. Auf einem stand „Wenn wir keine Reue haben, haben wir auch keine Zukunft“, er soll von einem Angehörigen der damaligen militärischen Kommandos stammen, heißt es. Was Menschen einander antun können – wir konnten an jenem Tag bis zum Abend kein Wort mehr zueinander sagen. Und es war erst der Anfang gewesen, denn Millionen sind in den Jahren Maos willentlich zugrunde

gerichtet worden oder durch absurde Fehlplanungen verhungert. Im Hinblick auf die Verbrechen der Kulturrevolution sprechen die Menschen, die wir trafen, offen und mit Entsetzen. Ob sie Hass gegen die Japaner empfinden, fragten wir einen jüngeren Dozenten aus der Fakultät? Er meinte „Wir zeigen unsere Gefühle nicht so direkt wie die Koreaner“.